

„Biest mit Gehirn“

Jan von Flocken, Michael F. Scholz

„ERNST WOLLWEBER – SABOTEUR, MINISTER, UNPERSON“

Aufbau-Verlag, Berlin; 224 Seiten; 32 Mark.

Als „Pfannkuchen auf Beinen“ verulkten ihn seine Mitarbeiter heimlich, gleichwohl zählte er zu den wenigen deutschen Kommunisten mit Charisma: Ernst Wollweber, nach dem Volksaufstand in der DDR am 17. Juni 1953 vier Jahre lang Chef des gefürchteten Staatssicherheitsdienstes. Über den schließlich gestürzten Gegenspieler Walter Ulbrichts und Sabotage-Spezialisten mit bewegter Vergangenheit hat das Autorenpaar Jan von Flocken und Michael F. Scholz eine Biographie geschrieben, die zugleich Polit-Krimi ist. Bösewicht oder Verfolger? Das Urteil darüber – die beiden Historiker konnten neben Geheimdienstakten und Archivquellen erstmals auch Wollwebers unveröffentlichte Memoiren auswerten – ist so zwiespältig ausgefallen, wie der Mann zwieglig war. Den einen galt er als „Biest mit dem Gehirn eines bösartigen Wissenschaftlers“, andere, etwa die *Frankfurter Allgemeine*, zollten dem „Künstler Wollweber“ Respekt: Er sei ein „Kommunist von Statur“. Wollwebers Lebensweg war abenteuerlich. Nach der Ausbildung zum Sprengvormann bei der Kaiserlichen Marine



Stasi-Chef Wollweber (1957)

kam der 20jährige bereits in den Revolutionsmonaten 1918/19 mit dem Spartakusbund, dem Vorläufer der KPD, in Berührung. Fortan kämpfte der linientreue Bolschewist für den Sieg der revolutionären Sache – zunächst als Agitator und militanter Untergrundaktivist, in den dreißiger Jahren mit Sprengstoffanschlägen auf Schiffe Nazi-Deutschlands und seiner Verbündeten. Mindestens zehn solcher Sabotageakte gingen auf das Konto der „Wollweber-Organisation“, die den Nazis mit als Vorwand beim Einfall in die Sowjetunion im Juni 1941 diente.

Die Jahre von 1940 bis 1944 verbrachte der nach Skandinavien ausgewichene Bombenleger in schwedischen Gefängnissen, stets in Sorge um seine mögliche Auslieferung an Deutschland. Dorthin kehrte er nach Kriegsende zurück, nur widerwillig akzeptierte ihn Ulbricht als neuen Stasi-Chef.

Weil Wollweber mehr auf die Abwehr ausländischer Agenten als auf die Bepitzelung der eigenen Untertanen Wert legte, geriet er mit dem SED-Chef aneinander. 1957 nutzte Ulbricht eine innerparteiliche Säuberungswelle, um den eigensinnigen Kommunisten kaltzustellen.

Zum Dissidenten brachte es der etwas regimeskeptisch gewordene Spionjäger allerdings nicht. Den Bau der Berliner Mauer 1961 verteidigte Rentner Wollweber als „absolute politische Notwendigkeit“. Er starb 1967.

Zu spät, zu mild

Gerhard Werle, Thomas Wandres
„AUSCHWITZ VOR GERICHT-
VÖLKERMORD UND
BUNDESDEUTSCHE
STRAFJUSTIZ“

Beck-Verlag, München;
240 Seiten; 19,80 Mark.

Im Auschwitz-Prozeß wurde „ein Stück Geschichte lebendig“, resümieren die Berliner Rechtswissenschaftler Gerhard Werle und Thomas Wandres in ihrem ebenso fundierten wie lesbaren Auschwitz-Buch: „Das Urteil ist ein bleibendes Zeugnis gegen jedes Leugnen des nationalsozialistischen Völkermordes.“

Die Autoren geißeln den jahrelang allzu nachsichtigen Umgang der bundesdeutschen Justiz bei der Strafverfolgung von NS-Verbrechern, Fazit: „Zu zögerlich, zu spät, zu mild.“ In den fünfziger

Jahren habe die „Passivität der Justiz“ dem „Geist der Zeit“ entsprochen. Die Vergangenheit sollte ruhen, und würden ausgerechnet jene furchtbaren Juristen, die sich Hitler unterworfen hatten – bald wieder in Amt und Würden – daran rühren?

Im zweiten Teil ihrer Studie dokumentieren Werle und Wandres den 20 Monate währenden Mammutprozeß gegen 22 Angeklagte, die in der „Todesfabrik“ Abertausende in den Gastod getrieben haben. Unanfechtbares, bedrückendes Beweismateri-

al zum Holocaust wird vorgelegt, Täterbeschreibungen offenbaren, daß die Schreibtischtäter und Helfershelfer nicht nur „Rädchen im Getriebe“ der bürokratischen Vernichtungsmaschinerie gewesen waren, sondern individuelle Schuld auf sich geladen hatten.

Und nur darum ging es und konnte es gehen, soviel Unrecht womöglich auch ungeahndet blieb. In dubio pro reo, lautet ein eherner Grundsatz der Rechtsprechung: im Zweifel für den Angeklagten.



Auschwitz-Buch, Auschwitz-Opfer

Hoffnungen und Irrwege

Johannes Willms (Hg.)
„DER 9. NOVEMBER. FÜNF
ESSAYS ZUR DEUTSCHEN
GESCHICHTE“

Beck-Verlag, München;
96 Seiten; 16,80 Mark.

Warum der 9. November 1989, als die Berliner Mauer fiel, nicht zum Feiertag der geeinten Nation wurde, versteht, wer die lehrreichen Beiträge in dem vorliegenden Band liest: Kein anderes Datum ist in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts so beladen wie dieses, markiert so viele Hoch- und Tiefpunkte. Die Autoren – allesamt ausgewiesene Kenner der Materie – beschreiben die folgenreichen Ereignisse der Novemberrevolution 1918, Hitlers Putschversuch fünf Jahre später, das Novemberpogrom der Nazis gegen die Juden 1938 und die Maueröffnung 1989.

Der Herausgeber und Münchner Journalist Johan-



SPD-Politiker Scheidemann (1918)

nes Willms hält den Novembertag für einen „Brennspiegel“ deutscher „Hoffnungen“ und „Irrwege“ – und er steht wohl auch für Zäsuren und Kontinuitäten. Als der SPD-Politiker Philipp Scheidemann am 9. November 1918 in Berlin die Republik ausrief, ging eine Epoche zu Ende: Deutschland hatte den Ersten Weltkrieg verloren, der monarchistische Obrigkeitsstaat war zusammengebrochen. Was folgte, stürzte die alten Verhältnisse zwar nicht grundlegend um, aber erstmals wurden die Weichen in Richtung auf eine Demokratisierung von Staat und Gesellschaft nach westlichem Vorbild gestellt.

Dies „rückgängig zu machen“, schreibt der Bochumer Historiker Hans Mommsen, habe der nationale „Trommler“ Adolf Hitler im Sinn gehabt, als er am 9. November 1923 vergeblich versuchte, die Reichsregierung von München aus abzusetzen. War der Marsch auf die Feldherrnhalle noch Polit-Operette, zeigten die Nationalsozialisten in den jüdenfeindlichen Ausschreitungen auf den Tag genau 15 Jahre danach, wozu sie fähig waren: Auschwitz warf seine Schatten voraus.

War die Mauer die Strafe für das Jahrhundertverbrechen an den europäischen Juden? Daß die deutsche Teilung ebenfalls Produkt eines Unrechtsregimes und nicht Nemesis war, wurde offenkundig, als am 9. November 1989 die marode Diktatur ganz

einfach zusammenklappte. An diesem Novembertag hatten die Deutschen – zum erstenmal in ihrer Geschichte – Freiheit und Einheit zusammen erreicht.

„Freiheit in Bindung“

Ludger Kühnhardt
„JEDER FÜR SICH UND ALLE GEGEN ALLE“
 Herder-Verlag, Freiburg;
 140 Seiten; 14,80 Mark.

Von der kulturpessimistischen Rhetorik der neuen Rechten hebt sich Ludger Kühnhardts nachdenklicher Wertkonservatismus wohltuend ab. Der junge Freiburger Politik-Professor, einst Chef der Redenschreibergruppe Richard von Weizsäckers, stellt in seinem neuesten Buch die Frage nach dem Gemeinsinn: „Jeder für sich und alle gegen alle“, der Titel des Buches,

eines Pamphlets im besten Sinne des Wortes, beschreibt die Lage.

Kühnhardt sieht die Krise der Demokratie, die sich mit dem Kollaps der östlichen Diktaturen paradoxerweise verschärft hat, auch als eine Überforderung der politischen Institutionen. Einerseits haben traditionelle Werte ihre Bindungskraft verloren, zerfallen die Familien, wird individuelles Lebensglück meistens gegen das Gemeinwohl erstritten. Andererseits wird nach dem Staat als Sinnstifter und Rundumversorger gerufen. Aber der Staat, so Kühnhardt, „kann nicht länger als Ausschüttungsbehörde für die Glücksbürger angesehen werden“. Kühnhardts Diagnose beschränkt sich jedoch nicht auf bequeme Kritik. Der Autor macht Vorschläge zur Debatte und empfiehlt eine Neubestimmung auf die drei von dem Historiker Jacob Burckhardt

so benannten „lebensprägenden Potenzen“ Politik, Religion und Kultur. Die Politik müsse wieder Handlungsautorität gewinnen, die Kultur eher gestaltend als zynisch agieren und die Religion mit der Kraft der Frohen Botschaft auftreten. Die Überlebensfähigkeit aller aber hänge auch davon ab, ob das hemmungslose Anspruchsdenken eingedämmt werden könne – ob die Mitglieder der „res publica“ in der Lage seien, die „Freiheit in der Bindung, in der Selbstbegrenzung“ zu erkennen.



Autor Kühnhardt

Gefährliche Rattenfänger

Yaron Svoray, Nick Taylor
„IN DER HÖHLE DES LÖWEN – EIN ISRAELI ERMITTELT IN DER NEONAZI-SZENE“
 Verlag Droemer Knauer, München;
 352 Seiten; 12,90 Mark.
 Werner Bergmann, Rainer Erb (Hg.)
„NEONAZISMUS UND RECHTE SUBKULTUR“
 Metropolis Verlag, Berlin; 228 Seiten; 29,80 Mark.

Dasselbe Thema aus zwei entgegengesetzten Perspektiven: ein dramatischer Augenzeugenbericht aus der Neonazi-Szene, eine wissenschaftliche Bilanz über Rechtsextremismus von „analytischer Kühle“ (Erb).



Neonazi-Aufmarsch (in Hannover)

Die lebensgefährlichen Abenteuer des Israelis Svoray begannen 1992, als er, auf der Suche nach vergrabenen Diamanten, unversehens in deutsche Nazi-Kreise geriet. In einer Schummerwelt der Hitler-Bilder und Hakenkreuzfahnen traf er braune Parteiführer und Agitatoren. US-Autor Taylor erzählt Svorays groteske Erlebnisse, etwa im aggressiven Klima konspirativer Parteizirkel oder bei einer Sonnenwendfeier des Mainzer Hitler-Fans Curt Müller. Wie gefährlich sind die „Rattenfänger“ (Simon Wiesenthal im Vorwort) wirklich? Die Analyse liefert der Neonazismus-Band von Bergmann und Erb. Die Beiträge, Ergebnisse einer Tagung im Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, erklären beispielsweise die Unterschiede der „stark von Jugendlichen geprägten rechtsorientierten Subkultur“ zum traditionellen Führerkult.

Gewalttätige Jugendliche, erläutert etwa die Berliner Soziologin Sigrun Anselm, wenden sich keineswegs vom leistungs- und erfolgsorientierten Normensystem ab; sie imitieren Erfolg durch Aggression, um „für Momente sie selber zu sein“, sich „zur Geltung zu bringen“. Auf angestaute Aggressivität führt der Trierer Fachkollege Helmut Willems die Ausländerfeindlichkeit im ganzen zurück. Die Untätigkeit der Politiker, so Willems, habe den betroffenen Bürgern „Artikulations- und Partizipationschancen“ genommen.